

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 43. — Sonntag, den 21. Oktober 1928.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Bilder aus vergangenen Zeiten der Stadt Geyer.

Nachdem wir in unserer Heimatblatt-Ausgabe vom 23. September von Ehrenfriedersdorf und von den Saubergthalen geplaudert haben, bleiben wir heute mit unserem Heimatblatt im Jahre 1407 urkundlich als mit Marktrecht ausgestattet genannt wird und den Herren von Waldburg gehörte. Im Jahre 1456 kam der Markt Geyer, von Aeneas Sylvius um



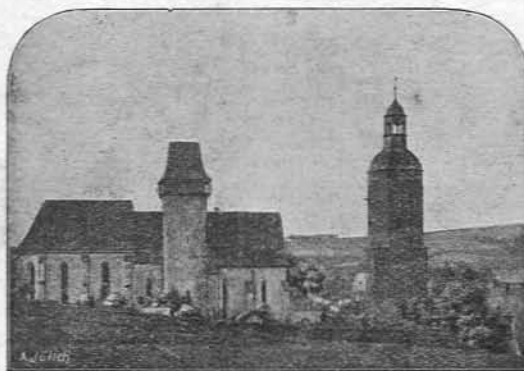
Auf dem großen Bild links das 1. Rathaus. Im Jahre 1844 abgetragen. Vor demselben die alte Postmeistersäule. (Heute auf der Altmarkt-Insel stehend.) Rechtsstehendes Gebild: Das 1844 erbaute Rathaus. Am 25. Juni 1863 abgebrannt.

stoff im Greifensteingebiet und bringen interessante Bilder aus vergangenen Zeiten der Stadt Geyer. Wie eigenartig mutet uns der alte Marktplatz an, dem man heute doch ein so ganz anderes Bild gegeben hat. Die alte Chronika müssen wir zur Hand nehmen und uns ein wenig aus der alten Zeit daraus erzählen lassen, wenn wir uns auf den Bildern zurecht finden wollen. Die Stadt entwickelte sich ja bekanntlich aus einer bergmännischen Ansiedelung „auf dem Geyer“ (Gyher), welche

1464 Vulturium genannt, in den Besitz des kurfürstlichen Hauses von Sachsen. Nördlich der Stadt, an der Höhe des Geyersberges, war schon frühzeitig eine Befestigung angelegt, deren älteste, noch in den Grundlagen erkennbare Form ein ziemlich regelmäßiges Mauer-Viereck war. Ein in dieses Mauer-Viereck eingebauter Wachturm (Bergfried?) schützte den Eingang; kleinere, jetzt verschwundene Türme standen an oder nahe den Ecken der Ummauerung. Diese Befestigung auf dem Geyer soll



Blick nach dem Altarraum der alten St. Laurentiuskirche.



Die Kirche von 1506—1908.



Blick nach dem Chor der alten St. Laurentiuskirche.

als Vorburg der Herrenburg Scharfenstein, mit welcher Berg und Dorf Geyer zuerst verbunden auftreten, gedient haben, wie Falke a. a. O. annimmt, dem widerspricht jedoch die große Entfernung von Scharfenstein. Nach Moller's Freibergischen Annalen zählte die Stadt im Jahre 1540 4000 Einwohner; in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. scheint dieselbe am glücklichsten und volkreichsten gewesen zu sein. In den Jahren 1862 und 1863 wurde der größte Teil der Stadt durch Feuersbrunst verheert. Eine ausführliche Geschichte derselben in allen ihren Verhältnissen verfaßte Dr. Joh. Falke im Auftrage des R. S. Altertumsvereins im Jahre 1866, teils auf Grund der fleißigen, umfassenden Vorarbeiten des Pastor G. F. Blüher, welche von letzterem durch testamentarische Verfügung an den genannten Verein übergangen, teils auf Grund eigener archivalischen Forschungen.

Unsere Heimatblätter zeigen heute weiter die St. Laurentiuskirche. Wie weit das Alter dieses auf der Höhe des Geyersberges errichteten Baues zurückreicht, läßt sich nicht bestimmen, er entwickelte sich aus einer im Jahre 1476 urkundlich genannten Kapelle und zerfällt in zwei Teile, von welchen der östliche seiner Architektur nach der älteste ist. Dieser einschiffige, rechteckige Teil besteht aus vier Jochen, deren Folge zwischen dem zweiten und dritten Joche durch einen starken Gurtbogen unterbrochen ist, welcher ehemals wohl als Triumphbogen diente, während die zwei östlichen Joche als der ehemalige Chorraum zu betrachten sind. Dieser Teil, welcher in Schiff und Vorhalle zerfällt, ist mit gerippten Kreuzgewölben überspannt, deren Rippen einfach gefehlt sind; die Schlusssteine der Gewölbe wie die äußeren Strebepfeiler sind einfach gebildet; Mitte des 15. Jahrh. An diesen älteren Teil der Kirche schließt sich nördlich der Turm, dessen mit einem Kreuzgewölbe gedeckter Raum im Erdgeschoße ehemals als Sakristei diente. Der zweite östliche Teil des Baues bildet in architektonischem Sinne eine kleine Kirche für sich, obgleich er sich westlich in der vollen Breite des zuerst beschriebenen Teiles öffnet, welchen er aber in seiner Breite übertrifft; auch dieser Teil ist einschiffig, aber mit Holzdecke versehen. Der Chor, den wir auf einem weiteren Bild hier sehen, umfaßt die gesamte Breite, ist mit drei Seiten des Achtecks geschlossen und wie der übrige Teil mit Strebepfeilern besetzt, welche eine ehemalige oder doch geplante Gewölbeanlage voraussetzen. Mit Ausnahme der südlichen Pforte, deren Umrahmung spätestgotische Formen zeigt, ist dieser, wie der vorherbeschriebene Teil und der Turm achitekturlos. Die Entstehungszeit dieses östlichen Teiles, welcher ehemals einen schlanken Dachreiter trug, ergibt die an der Ostseite des Chorabschlusses äußerlich erhaltene Inschrift: completum est anno domini mccccvi (1505). Eine Restaurierung der Kirche erfolgte im Anfange unseres Jahrhunderts.

Auf dem Kirchboden befindet sich das früher benutzte, jetzt seiner Flügel beraubte Altarwerk. Der 2 Meter breite Mittelschrein zeigt die auf einem reich verzierten Throne ruhende Figur der Jungfrau mit dem Kinde, am Sockel des Thrones die Relieffiguren von drei h. Männern. Seitlich der Jungfrau sind die Figuren des h. Erasmus und eines h. Bischofs angeordnet. Sämtliche geschnitzten, polychromen Figuren sind liebevoll durchgeführt, die Köpfe voll Ausdruck. Der schwer vergoldete Hintergrund zeigt gute Ornamente; die Flügelgemälde, mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn, sind zerstört; Ende des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts — Reste eines sogenannten Delberges, Jüngergruppen in Lebensgröße, aus gleicher Zeit.

Auf dem Kirchboden befindet sich ferner noch eine glasierte, mit Engelsköpfchen gezielte Ofenkachel; zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Noch sei der Beschlag der Türe der ehemaligen Sakristei im Erdgeschoße des Turmes bemerkt.

Die wahrscheinlich kurz nach dem Jahre 1491 durch Feuer zerstörte Pfarrkirche St. Nicolaus zu Geyer besaß im 15. Jahrhundert auch eine große Glocke, welche bei dem erfolgreichen Sturmläuten nach dem Raube der Prinzen Ernst und Albrecht durch Kunz von Kaufungen am 6. Juli 1455 zerprang. Der

dankbare Kurfürst Friedrich der Sanftmütige ließ aus dem Metall eine neue Glocke gießen und diese mit den Bildnissen der fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht schmücken, sowie mit einer Darstellung des auf der Erde liegenden, das Pferd am Zügel haltenden Ritters Kunz, des Fürsten Albrecht und des Röhlers. Die Glocke trug die Umschriften:

Filiolos Rort abripiebat Saronis: Ergo Redditionem hoc
aes Christiparae memorat

und

Uofvgiente Docum plagiaro ruyta, sed Almi Ensiferi
fomto fom reparata Patris

A. MCCCCLVI. (1454)

Die Glocke, welche im Jahre 1480 Herzog Albrecht besichtigte, wurde nach dem Jahre 1491 in die Lorenzkirche übertragen, sprang im Jahre 1535 und wurde wahrscheinlich auf Kosten des Herzogs Heinrich des Frommen gleichfalls umgegossen; sie hält 1,80 Meter im Durchmesser und ist 1,60 Meter hoch; sie stammt zweifellos aus der Hilliger'schen Gießhütte zu Freiberg und ist mit dem vortrefflichen Rundbildnisse des genannten Fürsten wie mit einem scharf modellierten Laubwerkfrieze geziert, sie trägt die ausgezeichnet geschnittene Umschrift: ALSO HOT GOT DY WELT GELIEBT DASS EHR SEINEN EINIGEN SON GAB VF DAS ALLE DY AN YN GLEVVEN NICHT VORLOREN WERDEN SONDERN HABEN DAS EWIGE LEBEN JOHANN AM III MDXXXIX.

Der Kirchhof von St. Lorenz war ehemals mit durch Schießscharten befestigte Mauern umgeben, welche einen Teil der oben erwähnten Befestigung bildeten; im westlichen Teile derselben erhebt sich

der sogenannte Wachturm

welcher vermutlich durch Hieronymus Lotter seine obere jetzige Gestalt erhielt. Der schmucklose Turm entwickelt sich achteckig aus quadratischem Unterbau und enthält folgende Glocken: 1. Die sogenannte Meßglocke, 1,40 Meter im Durchmesser, mit dem Relief eines h. Bischofs und drei gleichgestalteten Rosetten geziert; zweite Hälfte des 15. Jahrh. — 2. Die sogenannte Schlagglocke, mit einem kleinen Rundrelief, dessen Darstellung unverkennbar ist, unter demselben die Inschrift: „vas“, neben derselben „vo“. Die Umschrift lautet: „anno dni mcccclo post festu bartoли jso est“. — 3. Die Berg- oder Elfen-glocke, mit der Umschrift: „ave maria gracia plena dominvs tecum vene (phonetisch für bene [dicta zc.]) anno dni XVcXII.“ Diese Glocke wird auf Kosten der Bergknappschaft früh um 3 und 4 Uhr, mittags 11 und 12 Uhr und abends 7 und 8 Uhr geläutet. — 4. Die Taufglocke, ohne jede Bezeichnung; 16. Jahrh.

Begräbniskirche St. Wolfgang, am nordwestlichen Ende der Stadt. Der kleine einschiffige Bau ist mit kleinem Dachreiter versehen und östlich mit drei Seiten des Achtecks geschlossen. Die Fenster zeigen spätestgotisches, nasenloses Maßwerk, die Nordfassade ein Rundbogenportal, welches mit Maßwerk-Ornamenten umrahmt ist. — Figur des h. Wolfgang, gutes polychromes Schnitzwerk; Anfang des 16. Jahrh.

Glocke mit der Umschrift: VERBVM DOMINI MANET IN ETERNVM ANNO MDXL.

Noch im Anfange unseres Jahrhunderts stand auf einem Punkte am Geyersberge, welcher eine Rundsicht über Ost und Südost bietet, eine kleine Kapelle, nach drei Kreuzen mit dem Körper des Herrn und denen der Schächer das Schächerhäuschen genannt. Lage und Anordnung erinnern an „die drei Kreuze“ vor Freiberg.

Rathaus. Das zweite, 1844 errichtete Gebäude erhob sich auf der Stelle des ehemaligen, über dessen Äußeres eine sorgfältige farbige Zeichnung Auskunft gibt, welche sich im Besitze der Stadt befindet. Der Unterbau zeigte gotische und renaissanceförmige Einzelheiten an Pforten u. Fensterumrahmungen. Das Gebäude war durch einen ziemlich reichen Fachwerksaufbau abgeschlossen, wie dies auf unserem großen Titelbild zu sehen ist.

Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

Kapitel 2.

Von mancherlei Benennung dieses waldigen Obererzgebirges.

Gott hat die Völker nicht nur mit hohen Gebirgen, tiefen Flüssen und weitschweifenden Seen, sondern auch mit eigenen Sprachen und Mundarten unterschieden. Nun ist der böhmische Waldkranz ein Stück von dem in Europa lang und hoch berühmten Schwarzwald, von welchem so viel Autoren erwähnt. Sauer schreibt schön davon, Schwarzwald fange sich nach der alten Geographen Meinung an in Schwaben um Speyer und Basel und mache mit dem einen Horn einen langen Strich in Siebenbürgen, mit dem andern Horn streiche er nach Bayern und werde durch die Donau geschieden. Er liege wie ein Herz und umgebe das Böhmerland in Gestalt eines Kranzes, wie die Alpen das Königreich Frankreich umsäumen, und habe auch, nach dem er liege, mit seinen Strichen unterschiedliche Namen. Um Frankreich heißt es das Alpengebirge, in Breisgau bei Freiburg der Schwarzwald, um Heidelberg der Odenwald, in Franken und Bayern der Gabreta, um Würzburg der Steigerwald, bei Koblenz der Westerwald, bei Frankfurt am Main der Speßart, auf dem Eichsfeld Semana, bei Mansfeld der Harz oder Thüringer Wald, nach Schlesien das Riesengebirge, nach Polen das Asziburgische Gebirge, zwischen Meissen und Böhmen der Böhmisches Wald, das Sudödische Gebirge, der Schwarzwald, darauf der kleine Fichtelberg und die Superintendentur um St. Annaberg zwanzig Meilen im Umkreis bis an St. Joachimsthal, die böhmische Bergstadt, liegt, welches Stück ich mir zu beschreiben vorgenommen habe. Ich lasse den verständigen Leser erachten, woher eigentlich dieses Sudödische Gebirge seinen Namen empfangen. Wir wollen der deutschen Helden Sprache die Unehre nicht antun und derselben Stammworte aus fremden Sprachen herführen, sondern es nach gemeiner Meinung von „Sud“ und „Nede“ zusammengesetzt erkennen, gleichwie man sonst allerlei von „Sud“ benannte Orte und Sachen findet als „Sudland“, „Sudsee“, „Sudwind“ und dgl. Also heißt dieses Gebirge eine „Mittagswüste“, weil diese vorzeiten sehr wüste und wilde Waldkette, vom Niederkreis des Meißnerlandes zu rechnen, mittagswärts aufsteigt, ungeachtet sonst das Sudetengebirge nach seiner Erstreckung viel mehr als diese Grenz- und Waldecke begreift. Gegen Morgen sondert es Böhmen und Schlesien voneinander, gegen Abend läuft es ins Vogtland, gegen Mitternacht neigt sich's in Meissen und scheidet daselbst die böhmische und meißnische Grenze.

Der erzgebirgische Kreis aber begreift sonst viel mehr Aemter außer und über diesen unsern Annabergischen Superintendentenkreis, nämlich Altenberg, Augustsburg, Chemnitz, Freiberg, Grünhain, Frauenstein, Lauterstein, Lichtenwalda, Rössen, Schwarzenberg, Stollberg, Tharant, Wolfenstein bis Zwickau. Der Oberkreis der Annabergischen Superintendentur, darinnen der kleine Fichtelberg südlich liegt, hält in sich einen Bezirk umher von zwanzig Meilen, und wird insgemein genannt „das Gebirge“, weil's gegen den Niederkreis hoch und bergicht ist und darinnen immer ein Berg hinter dem andern steckt. Ebenso hält er in sich die böhmische Grenze, auf welcher die Rainsteine richtig stehen von Johannegeorgenstadt bis an den Bach Flöhe und Böhmen von Meissen scheiden. Von den Alten ist dieser Ort vor Anbauung der Bergstädte wegen des unfreundlichen Ansehens aus dem Niederlande genannt worden „die wilde Ecke“, weil man sonderlich wegen der Mörder und Raubtiere nicht ohne große Gefahr dadurch reisen können. Spottweise haben's etliche neidische Nachbarn das „Hunger- und Haberland“ geheissen, weil sie den armen Exulanten, die sich von Anno 1624—50 meist in diesem Gebirge niedergelassen und mit Gottes Hilfe wieder angebaut, den Aufenthalt nicht gönnen und wegen einiger Ueberläufer, die sich wieder zu den ägyptischen Fleischtöpfen gewendet, das ganze Gebirge geschimpft und gesagt: „Solange die böhmische Exulanten in Beckers Pfalter singen können und etwas zuzubüßen haben, so lange bleiben sie gute Lutheraner; wenn sie aber müssen im

Habermann beten, schmal leben und sich den Rauch beißen lassen, so fallen sie wieder ab wie das unreife Obst und laufen wieder nach dem böhmischen Mehl und Knödlein.“ Wir wollen aber mit der Hilfe Gottes diese Schmachrede genugsam beantworten. (Fortsetzung folgt.)

Moosch'n Feierabend



Altweibersummer.

Von Kurt Rambach.

Der letzte goldige Sunneschei
fällt warm von Himmel ro,
un Silber durch de Fichtle fliegt —
Altweibersummer is' do!

De letzte Habutt an Streichel dort
se pußt sich wunnerschie,
zieht fix as rute Röckel na —
Altweibersummer macht schie!

Un wenn mer su durch de Fichtle gieht,
sucht Beerle zuckerfüß,
do kriegt mers' ganze Guschel vull
Altweibersummer gewieß!

Dort rennt a Madel in Sunneschei,
se lacht un singt derzu,
wie schie is' doch, wenn Harwist is' —
Altweibersummer macht früh!

Jech guck ne Madel nei in's Gesicht,
de Haar wie Silber sei — —,
ach, 's is' fei kaa gungs Madel meh — —
Altweibersummer — —! Ei! Ei!

Erstmalig erschienen im Kalender für Sachsen u. Thüringen 1928.

Gut'n Appetit!

Nach einer wahren Begebenheit
von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

's gibt Mensch'n, die änn seltsame Begriff von Ränklischkat (Reinlichkeit) hohm; zu dan Schlog gehäret dr Beutler August, dar uhgefähr seit 30 Gahrn zr Ruh' gange is.

Sei Fraa, de Arnstine, hoht sich oft über ihn aufgeregt; wenn se zune saht: „Nu mach obr un wasch diech emohl gründlich an ganz'n Karp'r, dar hoht nu schüh vier Woch'n lang känn Tropp'n Waff'r ze jah' kriegt!“ gob'r dr August zr Antwort: „Jech kah kaa d ü n n e Haut gebräung, übrings wasch' iech mir jed'n Mornig mei „Zifferblatt“.“

De Arnstine war ewing aufgeklärt un hoht niemols 's Obist un de Beer, die se in ihr'n Gart'n drbaunet, uhgewasch'n zugefekt. Zr Kirmes buk se garn Pflaumekuch'n; wenn nu dr August gerod drzu kam, wie se in änn gruß'n Wsch de Pflaume zun Kuch'n gründlich wusch, saht 'r mit drhubener Schtimm': „Na, su ännne Dummhat, de Pflaume ze wasch'n, do wäscht de doch de ganze Süßigkat wag!“

„Nu übrleg' dir'sch nár emohl,“ drwideret de Arnstine, „off unnere Pflaumebaam fliegt dr ganze Stroß'nstaab drauf un an sette Frücht' setz'n sich ah allerhand Flieng na.“ Obr

dr August ließ sich nett üb'rzeig un saht: „Dovun war mr nett geleich schtarm!“

Doh's in ihrer Wirtschaft, wu zwölf Küh' schtandn, viel Milich gob, machet de Arnstine oft Quark un Quarkle; wenn se nu zun Ohmdass'n sette Quarkle off'n Tiesch schtellet, die obr durchaus nett ze dünn warn, saht dr August aufgebracht: „Kimmste wied'r mit sett'n „dürr'n Zigarr'n“? De wäht's ja, daß ich nár ganz alt'n Kaas hochm wollt!“

„Ja, ja,“ maanet dodrauf de Arnstine arg'lich: „Dir is libbst, wenn dr ganze Kaas labandig ward!“

Do mußt ihr Mah lach'n un saht: „Dos is dach alles vun Kaas wurn, do brauch' iech aa wenig'r Butter.“ — Na, gut'n Appetit!

's all'r'schlimmste hoht sich dr Beutl'r obr geleist, wie se emohl bänn Sauerkraut eischneid'n war'n; domols gob's noch

die unhappetittliche Mode, 's Kraut in Faß mit'n Füß'n eizedämm'r'n, bis dr Saft kam; nu hatt'n se aa bänn Reuberi e Faß'l Sau'rkraut bänn Beutler August beschteht, weil ihr Tocht'r ball Hochzig hat.

Doshalm (darum) saht dr Beutler zu jänn Knacht, zun Siel'r Adolf: „Du mußt ihe Kraut eitra't'n, halt' dich drzu, de wäht's, daß dos Kraut bis zun Neub'rt Res'l ihrer Hochzig du r ch sei mußt! Also ward's mit'n eitra't'n de höchste Zeit!“

Dr Knacht mahnet, 'r müßt sich nár ärscht seine Füß wasch'n, die wär'n zu dra c k g.

Do obr saht sei Harr un Gebiet'r: Du m m e s Zeig, nár nei, die Füß warn schüh ra warn!

Na, gut'n Appetit, Ihr Hochzigleit!

Bilder aus aller Welt.

Walther von der Vogelweide

war vermutlich in Desterreich geboren — einige Spuren weisen nach Tirol — wo er am Wiener Hof in der Singkunst unterrichtet wurde. Von 1198 ab stand er im Dienst verschiedener



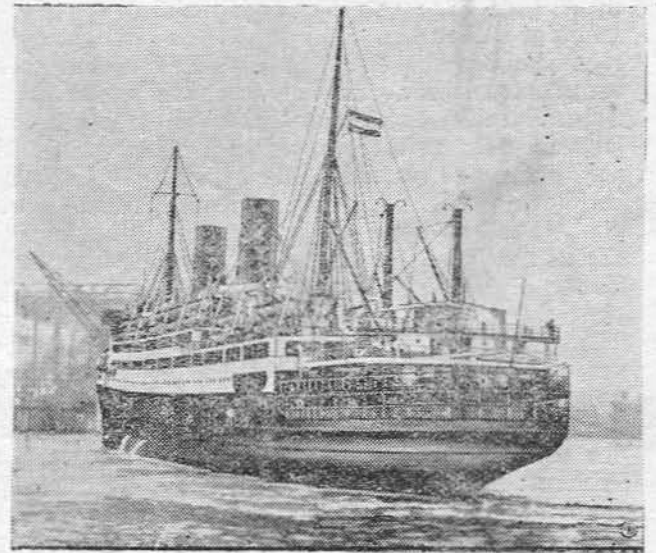
Fürsten und Bischöfe und wurde vom Kaiser Friedrich II. 1220 mit einem Lehnsgut bei Würzburg beschenkt, wo er starb. Walther von der Vogelweide frichtete das Minnelied auf und gab ihm Anklänge an das Volkslied; seine Gedichte bedeuten den Höhepunkt des deutschen Minnesangs. Unser Bild zeigt Walther von der Vogelweide nach der von F. von Miller geschaffenen Figur am Frankoniabrunnen in Würzburg.



Explosion auf dem Motorschiff Rungsholm.

Ein Zwischenfall bei der Probefahrt.

Die Werft von Blohm u. Voß in Hamburg hat für die Schweden-Amerika-Linie einen neuen Schiffstyp gebaut, ein 19 500 Tonnen großes Motorschiff „Rungsholm“ (unser Bild). In dieses Schiff waren die von



einer dänischen Firma gelieferten Antriebsmotoren eingebaut worden. Am zweiten Tag der auf mehrere Tage berechneten Probefahrt erfolgte im Maschinenraum eine Explosion, die zwei Mann tötete und eine ganze Reihe verletzte. An einem Motor sprang ein Zylinderdeckel ab, der eine ungefähr drei Meter breite Deckplatte mit herausriß; die Wucht der Explosion war so groß, daß dieses Plattenstück bis zur Antenne der Funkstation geschleudert wurde.

Zweimal Drillinge.

Das Säuglingsheim des Unterfränkischen Kreis Ausschusses vom Roten Kreuz in Würzburg konnte unlängst seltene Insassen beherbergen, zwei Drillingspaare, die krank und mit Untergewicht eingeliefert wurden. Im Heim haben sich die kleinen Gäste sehr gut entwickelt, so daß sie vor kurzem als gesund entlassen werden konnten. Unsere Aufnahme zeigt die kleinen Erdenbürger mit ihren Pflegerinnen.



Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Die Hanseaten in der wilden Fremde

Von Gustav Freytag

Wer mit seinen Warenballen in häufiger Todesgefahr dahinfuhr auf unsicherer Königstraße oder über die wilde See, der mußte Aussicht auf großen Gewinn haben, um das Wagnis solcher Reise auf sich zu nehmen.

Fuhr der Kaufmann in fremden Hafen ein, wo er mit Schiffen anderer Völker zusammentraf und doch nicht in dem Geleze einer befreundeten Macht Schutz fand, so war er gar nicht sicher, ob die Fremden Freund oder Feind sein würden. Auch wenn Friede war zwischen seiner Stadt und dem Land des Fremden, konnte Erinnerung an frühere Gewalttat, an ein genommenes Schiff, das in der Flotte des Hanzen wiedererkannt wurde, an gekaperte Warenballen und ähnlicher Zufall einen Angriff durch die Fremden verursachen, und das Recht des Strandes erwies sich nach verübter Gewalttätigkeit wahrscheinlich säumig und wirkungslos. Die Flotten der Hanzen hatten alljährlich Veranlassung an den Küsten westwärts diese Vorsicht zu üben. Am häufigsten in der B a y e, einem Hafen der südlichen Bretagne, in der Bucht bei Bourgneuf, einem berühmten Sammelplatz für die Flotten aller Nordseevölker, welche dort ihre Faktoreien hatten und das berühmte grobkörnige Bayensalz, das für die beste Würze der Fische galt, gegen die Waren ihrer Stadt eintauschten. Dahin kamen auch die Südländer aus dem Mittelmeer und Spanien mit Wein, Südfrüchten und Seidenstoffen, es war großer Verkehr in den Sommermonaten, argwöhnisch hielt jede Nation ihren Teil des Strandes fest; entstand ein Zwist, dann suchte jede Partei sich zum Herrn des Marktes zu machen, indem sie die Schießhäuser daselbst besetzte; wollten die Streitenden sich vergleichen, so trafen sie wie überall Brauch war, im Frieden des Klosters zusammen. Für alle Hanzen der Ostsee war ein freudiges Ereignis, wenn ihre heimkehrende Bayensflotte glücklich den Sund passiert hatte.

Kam der Kaufmann mit dem guten Schiffe häufig an ein fremdes Ufer, wo er keine Ansiedlung oder einen Ort unter fremdem Geleze fand, so war sein erstes Bestreben, sich von dem Herrn des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit seinen Genossen

nach Recht, Sitte und Glauben der Heimat leben durfte. Diesen Raum am Strand oder bei den Hütten des Dorfes umgartete er mit einer Schranke, dort lud er seine Waren aus und band das Strandseil seiner Schiffe fest, dort galt für seine Genossen das Heimatrecht und die Ordnung, die er sich setzte.

Diese Gehege für sein Recht und seine Freiheit zimmerte der Hanse überall. Sogar wo er mit seinen Fischern nur auf Wochen landete. Am berühmtesten war sein Garten auf der Halbinsel S c h o n e n, den er durch Blut und schwere Gewalttat erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strande, zwischen den Schlössern Skanör und Falsterbo, hatten die Deutschen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Landwehr, Wassergräben und Pfahlwerk von dem dänischen Gebiet geschieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem kostbaren Grund eine nach Ruten gemessene Stelle, „die Bitte“, jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Bitte standen die steinernen Häuser zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Schenken und Buden für Fischer und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, welches durch einen angesehenen Bürger, der auf Jahre hingesandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufsicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogte des Königs von Dänemark. Alles war genau bestimmt, die Größe der Sonnen, die Länge der Fische, durch Merker wurde die Güte der Ware beaufsichtigt. Zwischen den Bitten lag eine deutsche Kirche, ein Franzis-



Lübeck, Blick auf den Dom

Otto Ubbelohde

kanerkloster, in welchem gestrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinsamer Kirchhof. Verlassen lag der Strand den größten Teil des Jahres, nur die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daselbst. Aber zur Fangzeit zwischen Jacobi und Martini kamen, gleich endlosem Zug von Schwänen, die Flotten der Ost- und Westseehansen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menschen, Tausende von Fischerschuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küste. Am Strand aber arbeiteten die

Reepschläger (Seiler) und der Böttcher um die Fässer, und der Kaufmann legte seine Waren in der Holzbude auf. Und zwischen Bergen von Fischen, unter Salz und Rauch wurden die kostbarsten Waren des Festlandes, seidene Stoffe und Weine des Südens, niederländisches Tuch und Gewürze des Orients, wie auf großer Messe verkauft. Dreimal fuhren die eilig befrachteten Schiffe zur Heimat und wieder zum Strande zurück, mit dem Oktober endete plötzlich das bunte Leben an der nordischen Küste.

Suchte aber der Hanse eine neue Küste, um unter fremdem Volk mit den Waren seiner Kogge Tauschhandel zu versuchen, so wählte er nicht den Meeresstrand, sondern er fuhr wohl eine Tagesfahrt durch die Mündung großer Flüsse stromauf, wo er ruhiges Wasser fand, dichtere Bevölkerung und besseren Schutz vor den Räubern, die von der See nach dem Strande spähten. War der Ort gastlich zu längerem Aufenthalt und lockte er zur Wiederkehr, so umschänzte er wieder die Stätte seines Rechts mit Graben, Pfahlwerk, Brücke, Tor und wehrte jedem Fremden den freien Zugang. Lag der verstädtete Grund zwischen den Häusern und dem Ortsrecht eines fremden Volkes, und war ihm der Ankauf beschränkt, so baute er in der Umgartung nach der Weise seiner Heimat einen Hof und an diesen einen zweiten und dritten. Denn der Hof war den Deutschen seit uralter Zeit die Stätte, wo Recht gegeben und verwaltet wurde für die Umwohner. Immer war das Leben des Hofes nach innen gekehrt, auf dem freien Binnenraum öffneten sich die Gebäude, von der Landschaft trennte Mauer und Zaun.

Nach demselben Muster legte der Kaufmann in fremdem Land seine Höfe an als ummauerte Schutzorte für seine Waren und seines heimischen Brauches. Zu den ältesten Höfen in der Fremde gehört die Gildhalle des deutschen Kaufmanns zu Brügge, dem großen Sammelpunkt des festländischen Verkehrs. Noch älter die deutsche Ansiedlung auf der Insel Gotland, wo sich schwedische Goten und Deutsche in die Hauptstadt Wisby und den Besitz der Insel teilten. „Der deutsche Kaufmann von Gotland“ rüstete Flotten, führte Krieg, schloß Verträge mit fremden Königen und vertrat herrisch den Vorteil seines Platzes auch gegen die großen deutschen Handelsstädte. Gotländer und Deutsche gründeten im fernen Osten, wo der Wolchow aus dem Imlensee strömt, in der Warägerstadt Nowgorod die hochummauerten Höfe St. Olofs und St. Peters. Kaufleute von Soest, Dortmund und Osnabrück waren unter den ersten Teilhabern dieser entfernten Handelsniederlassung; die Deutschen verdrängten dort, wie in Gotland selbst, die Nordmannen und wurden Alleinherrscher des Handels. Ueberall aber, wo der deutsche Kaufmann seine Kolonien, die Kontore einrichtete, erhielten diese ein selbständiges Leben, um so geregelter, je mehr deutsche Städte an dem Geschäfte beteiligt waren. In diesen Höfen und Kontoren zu Schutz und Sucht galt eherne Ordnung der Landsleute. Genau war der Raum verteilt. In Nowgorod lagen die Warenballen und Fässer sogar in der Kirche aufgestaut, und mit Mühe ward der Altar freigehalten. Die Anwesenden waren in Familien oder Tischgesellschaften gegliedert, ihrer Würde nach in Meister, Gesellen und Kinder. Eine gemeinsame Trinkstube vereinte zu der Geselligkeit des Abends, dort hatte jeder seinen Platz an bestimmtem Tisch, wurde das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, mußte jeder die enge Lagerstätte suchen. Auch der Verkehr mit den Fremdländern außerhalb des Hofes war durch hartes Gesetz beschränkt, niemand durfte am Abend eine fremde Schenke besuchen, kein Fremder in den verschlossenen Raum dringen, sobald die wilden Hunde von der Kette gelöst waren. Sogar die Zeit war fest bestimmt, die jeder im Hof verweilen durfte. In Nowgorod war das Jahr zwischen die Sommerfahrer und Winterfahrer, die beide zur See kamen, geteilt, und die Landfahrer aus Preußen und Livland, die mit ihren Schlitten heranzuhren, mußten lange den Winterfahrern nachstehen und die Plätze räumen,

welche diese begehrten. In Bergen besaß der deutsche Kaufmann 21 Höfe, jeder war von dem andern durch Mauer und Zaun geschieden, jeder hatte seinen Namen und Schildzeichen und nach dem Strand eine Brücke, an welcher die Schiffe ihre Waren löschten; sie bildeten zusammen zwei Kirchspiele; einige daranliegende Gassen der Stadt waren von deutschen Handwerkern bewohnt, welche die Schuster hießen und mit dem Kaufmann eng verbunden waren. Die Höfe und die Schuster übten harten Zwang gegen die norwegischen Städter aus; als ein Vogt des Königs in ihre Rechte eingreifen wollte, erschlugen sie ihn und den Bischof im Kloster und steckten das Kloster an, und blühten die Untat dadurch, daß sie sich eine neue Kirche bauten. Dort mußte jeder, der in das Kontor kam, zehn Jahre Aufenthalt geloben; er durfte während dieser Zeit nicht heiraten und kein Weib in den Hof führen.

War aber das Geschäft in der Landschaft gewinnbringend und an leerer Stelle geschätztes Land zu erhalten, dann brachte der Kaufmann mit seiner Flotte auch Handwerker der Heimatstadt zu neuer Ansiedlung. Dann erwuchs an dem wilden Wasser des Stromes, neben Birkenhain und Rohrsumpf, auf Insel oder Landzunge eine neue Stadt mit Marktplatz, Kirche und dem Recht der Heimat.

Zu derselben Zeit, in welcher die Bremer auf ihren Schiffen in die Häfen des alten Phöniziens einfuhren, drangen sie auch in die Mündung der Düna. Damals erschien ihnen die Küste des Nebellandes, wie sie von den Nordmannen seit Urzeit genannt wurde, als neuentdecktes Gebiet, sie zogen gegen die Steinwürfe der Liven ihren Zaun und bauten darüber die Burg Ueriküll. Bei einer späteren Fahrt brachten sie christliche Bekehrer, halfen dem Missionswerk und wußten sich zu bewahren, wenn die Christenpriester von den Heiden erschlagen wurden. Sie führten endlich einen Propst ihres Doms heran und besetzten die ersten Bürgerhäuser der Stadt Riga, welche der neue Bischof um 1200 baute, sie halfen ihm und dem Schwertorden die Burgen zimmern und behaupten, durch welche die Landschaft unterworfen wurde. Schon im Jahr 1220 lag das Land gebunden unter dreizehn Festen. Die Bürger der deutschen Tochterstadt Riga aber wurden schnell mächtig durch großen Landbesitz von Dörfern und Burgen.

Und als im Jahre 1219 Walde-
mar der Sieger noch weiter ostwärts auf der Stätte einer alten Burg der Esten, Reval genannt, ein Dänenhloß anlegte, da waren es wieder deutsche Kaufleute

und Innungsgegnossen, welche die Mauern der Stadt füllten und später der Vereinigung mit den deutschen Kolonien in Livland froh waren. Und wieder hanstische Händler besetzten im Jahre 1224 den Marktplatz am Embach, unter der zerstörten Räuberburg Dorpat.

Während am livischen Strande die Bremer und Magdeburger ihre Märkte und Höfe umzäunten, fuhren die Lübecker in die Weichselmündung an die große Burg der slawischen Herzöge von Pommern. Neben den Schenken und den Hütten der Fischer, welche Bernstein sammelten und Heringe räuchernten, bauten sie einen Hof um ihr Gesellschaftshaus und ihre Niederlagen und erwarben 1273 das Stapelrecht für ihre Stadt Danzig. Sie sank bei der Besetzung Pommerns durch den Orden in Trümmer, wurde aber sofort als Rechtsstadt Danzig wieder gebaut.

Nicht jeder Hof und nicht jede Stadt, die der deutsche Kaufmann gebaute, dauern bis zur Gegenwart als Kontor unseres Volkstums unter den Fremden, aber viele hundert Quadratmeilen sind durch seine helfende Arbeit mit unserer Kultur und Sprache und mit unserer Eigenart erfüllt, zum großen Teil völlig deutsches Land geworden.

Alle Städte der Hanse haben dafür gekämpft, gehandelt, ihre Koggen in die wilde Ferne gesendet, aber der größte Ruhm bleibt für jene Zeit den Mutterstädten Lübeck und Bremen.



Charakteristische Giebelhäuser aus der Lübecker Altstadt

Otto Ubbelohde

Wie steigt, o Lübeck, du herauf
In alter Pracht vor meinen Sinnen
An des besagten Stromes Lauf,
Mit stolzen Türmen, scharften Zinnen!
Dort war's, wo deiner Erster Zahl
Der Hanja Boten wartend zählten,
Dort, wo die Väter hoch im Saal
Ein Haupt für leere Kronen wählten.

Denn eine Fürstin standest du,
Der Markt war dein und dein die Wege.
Du führtest reich die Süden zu,
Was nur gedieh in No. dens Pfluge.
Es bot der Norweg seinen Zoll,
Der Schwede bot sein Haupt, der Däne,
Wenn deine Schiffe legenvoll
Vorüberflohn, des Meeres Schwäne.

Emanuel Geibel.

Der Hanseat lübisches Gepräges

Von Otto Anthes.

Die Entstehung Lübecks fällt in die Zeit, da das Deutschum wieder über die Elbe nach Osten vorstieß und von neuem den Zugang zur Ostsee gewann. Die Stadt an der Trave war der erste feste Punkt, der dort besetzt wurde, und wurde das Ausfalltor deutschen Handels und deutscher Kulturvermittlung gegen die Ostseeländer bis zum russischen Nowgorod hin. Indem sie sich durch die Erlangung der Reichsfreiheit politische Unabhängigkeit und größte Bewegungsmöglichkeit erwarb, und indem sie in ihren Mauern den Typ des neueren Kaufmanns schuf, der von seiner Schreibkammer aus seine gesamten Geschäfte leitete, entwickelte sie sich zum unbedingt führenden Großhandelsplatz Nordeuropas und zum Vorort der Hanja, die in Wahrheit nichts anderes war als die Genossenschaft der deutschen Kaufleute.

Handelsverkehr und Kulturvermittlung nach den Ostseeländern, das eine fest ins andere verschlungen, das war Bedingung und Aufgabe, daran Lübeck groß und schön geworden ist. Wenn man die Gassen nach der Trave hinab schreitet, krönt manchen alten Bau auf der Höhe der gestreppten Giebelwand noch heute die alte Rolle, an der die Ballen auf und abgewunden wurden. Beim Holstentor erzählen die wunderlich schiefen Salzspeicher von einem Hauptgegenstand der früheren Ausfuhr. Und an dem wunderbaren Platz, der einst Koberg hieß und jetzt Geibelsplatz benannt ist, steht noch immer das Haus der Schiffergesellschaft, an dessen kirchstuhlartigen Bänken in der weiträumigen dämmrigen Diele noch die Wappen und Wahrzeichen der verschiedenen Schiffergruppen zu sehen sind, der Riga-, Bergen-, Schonen- und Nowgorodfahrer, in deren Namen die ganze Handels-Bedeutung, Umfang und Art der lübisches Schifffahrt umrissen ist. Lügt man aber durch das stolze Portal in eins der stattlichen Geschlechterhäuser hinein und sieht die geschnitzten Treppen, die gewaltigen Schränke und was vom Hausrat der Vorfäter sonst noch in der verschwiegeneen Diele schlummert, so überkommt einen eine Ahnung von der künstlerischen und handwerklichen Kultur, die hier lebendig war. Oder wenn man in einer fahlen wolkenrissigen Sturmnacht die Mengstraße heraufkommt und von der aus kümmerlichen Backsteinen ungeheuerlich aufgetürmten Einbildung eines Gebirges überfallen wird, als die sich die Marienkirche darstellt; oder an einem heiteren Nachmittage vom Marienkirchhof aus sieht, wie dieser selbe nüchterne Backstein im kühlen Glanz der Sonne steigt, sich bäumt, aufwärts schießt, im Bogen springt, tollkühn mit seiner Erdgebundenheit spielt — dann begreift man nicht nur, daß dieses stolze Gotteshaus der Hansestadt Muster und Vorbild aller Kirchen wurde, die das vordringende Christentum bis in den tiefsten Osten hinein errichtete, sondern man versteht überhaupt, was das für ein Geist war, der von hier aus über die Ostsee hinwegwehte.

Lübeck ist von Anfang an eine Kolonistenstadt gewesen, d. h. eine Stadt, deren Bevölkerung sich nicht nur oder sogar nur zum

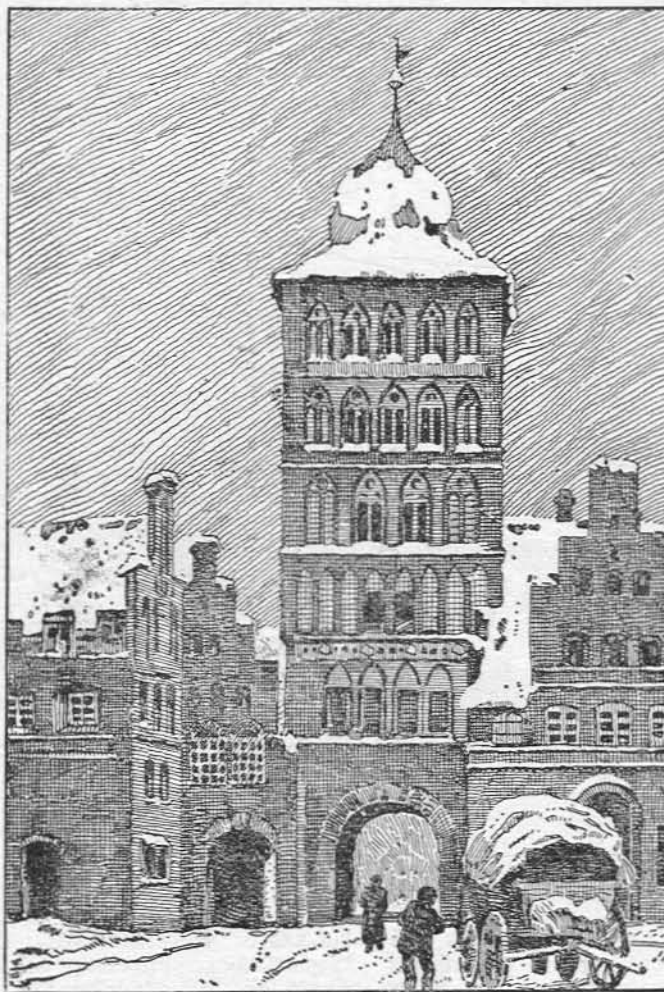
mindest bedeutungsvollen Teile aus der näheren Umgebung bildete ergänzte, vermehrte. Noch jetzt bezeugen zahlreiche Ramer altgegründeter Familien die ursprüngliche Herkunft aus fernen und fernen Gegenden. Wagemutige Unternehmer aus dem Westen Deutsch-

lands, aus Soest, Köln, Dortmund und kleineren westfälischen Städten waren es, die Lübeck gründeten; ihre Nachkommen rückten in den Rat und bildeten bald ein geschlossenes Patriarchat. Neu einwandernde Männer entrangen ihnen zunächst den Handel, dann auch die Macht. Und so ging es durch die Jahrhunderte, ist es bis in die Neuzeit gegangen. An den Zugewanderten aber vollzieht sich offensichtlich immer und immer wieder dieselbe Wandlung: daß sie allgemach wirkliche Lübecker werden. Die Besonderheit der Stadt ist noch immer so stark, daß sie sich allen mitteilt, die in ihren Bann gezogen werden. Welcher Art ist aber nun dieser lübisches Mensch?

Gehaltenheit und Würde sind unzweifelhaft wesentliche Merkmale. Man bezeichnet diese Eigenschaften wohl auch mit anderen Namen; man spricht von Steifheit, Langweiligkeit, Unfreundlichkeit, und es wäre töricht zu leugnen, daß die Gehaltenheit auch diese Färbungen anzunehmen geneigt ist. Aber das sind doch nur die Schatten, die eine ungünstige Beleuchtung hervorruft. Im richtigen Licht, in ihrem Licht gesehen, ist die Würde des Lübeckers nichts anderes als der Ausdruck eines gesunden und achtungswürdigen Selbstbewußtseins. Im Kaufmännischen erscheint die Zurückhaltung wohl auch als Vorsicht; und man hat in neuerer Zeit dem lübisches Kaufmann manchmal allzu große Vorsicht tadelnd vorgeworfen. Indessen — Lübeck ist heute klein, und wenn man kein Riese ist, darf man sich die Größe des Riesen nicht anmaßen. Aber

innerhalb der gezogenen Grenzen gibt es noch Begabung und Mut genug. Lübeck hat einen Bürgermeister gehabt, der als einziger von allen deutschen Staatsoberhäuptern die Revolution von 1918 überdauert und in den Stürmen jener Tage Unvergeßliches geleistet hat. Und welcher vorsichtigen Staatskunst mußte es bedürft haben, aus der verfassunggebenden Versammlung in Weimar ebenso heil und unversehrt herauszukommen wie seinerzeit aus dem Wiener Kongreß!

Lübeck bedarf auch für die nächste und fernere Zukunft der mutvollen Begabung. Denn es hofft, noch nicht am Ende seiner Tage zu sein. Noch ist es — alle neueren Bedingungen in Rechnung gestellt — der gegebene Ostseehafen für den ganzen Westen Deutschlands. Und wenn es das wahrhaft Große an der Vergangenheit Lübecks ist, daß es bestimmt war, nicht nur sich zu bereichern an der kaufmännischen Ausbeutung der Ostseeländer, sondern diesen hinwiederum einen unendlichen Reichtum an Gütern der Schönheit und Lebenspflege im Austausch zuzuführen; so hat die vor mehreren Jahren von Lübeckern gegründete „Nordische Gesellschaft“ auch dieser fast verlorenen Posten der Kulturvermittlung von neuem besetzt und mit bewundernswürdigem Mute gehalten.



Burgtor in Lübeck. Ehemals Haupttor. Vom Mühlentor bis zu diesem Burgtor verläuft der Hauptstraßenzug der Stadt. Nach einer Zeichnung v. Otto Ubbelohde

Godenrath

Erzählung aus der lübschen Hansezeit von Otto Anthes

In der Freien und Hansestadt Lübeck, die aus ruhmreicher Vergangenheit viele alte, schöne und auch merkwürdige Gebräuche beibehalten hat, ist es ein Gesetz, daß das Amt des regierenden Bürgermeisters von zwei zu zwei Jahren zwischen den zwei ältesten Mitgliedern des Senates wechselt. Also daß ein jeder Senator, unbeschadet seiner sonstigen Eignungen, wenn er nur alt genug wird, zuletzt einmal dazu aufrückt, die Geschichte des Freistaats zu leiten. So kam die Reihe auch an Herrn Jakob Godenrath, Doktor beider Rechte, einen in allen Stücken braven Mann, der nur in einem Punkt zum Bürgermeister einer Seestadt seltsam ungeeignet schien: insofern nämlich, als er über die Mäßen wasserscheu war. Der Gedanke allein, zur See zu fahren, hatte ihn schon von Kindheit auf krank gemacht; und niemals hatte er auch nur an einem der Ausflüge teilgenommen, die die Lübecker an schönen Sommertagen auf den kleinen Dampfern der Bucht die Küste entlang zu machen lieben. Nun braucht der lübsche Bürgermeister zwar nicht mehr wie in früheren Zeiten selbst die Flotte über See zu führen. Auch findet in Lübeck nicht wie weiland in Venedig eine Vermählung mit dem Meere statt, die den Bürgermeister wie dort den Dogen, er möchte wollen oder nicht, aufs Wasser nötigte. Aber es kam doch eine Gelegenheit, wo die Wasserscheu den braven Herrn Godenrath in arge Bedrängnis brachte.

Der König von Dänemark nämlich, einem der benachbarten und der Hansestadt vielfältig verbundenen Reiche, kündigte, wie er unter den früheren Bürgermeistern schon wiederholt getan, seinen Besuch an. Diese Besuche aber waren allezeit nicht nur schlichte Höflichkeiten, sondern auch von einer gewissen politischen Bedeutung gewesen, insofern als dabei wirtschaftliche Vorteile und Unzuträglichkeiten in vertraulicher Rede besprochen, gefördert oder behoben wurden. Daher hatte man ihnen auch bald eine bestimmte Form verliehen. Es hatte sich die Sitte herausgebildet, daß zuerst der Bürgermeister auf der kleinen festlich geschmückten Barkasse des Travemünder Lotsenamtes zu der draußen auf der Reede ankernden Yacht des Königs hinausfuhr und diesen bewillkomme; daß darauf der König an Land ging und vom Senat im Rathaus köstlich bewirtet, und dann erst in gemeinsamer Fahrt die siebenbürtige Hansestadt aufgesucht wurde. So waren die Dinge unabänderlich geordnet, und von der Stunde an, da der königliche Brief angelangt war, schwebte Herr Godenrath bei Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen unter tausend Ängsten zwischen Himmel und Wasser. Ihm wurde schlecht, wenn er nur das Wort Barkasse hörte, und der Lotsenkommandeur, den er sonst als einen wichtigen Mann der Hafenstadt mit besonderer Huld beglückt hatte, durfte ihm gar nicht mehr unter die Augen kommen.

Aber all seine Angst verhinderte nicht, daß der Tag des königlichen Besuches näher rückte und endlich anbrach. Mit einem schönen, heiteren, ruhigen Morgen brach er an, und Herr Godenrath, als er in der Frühe den Kopf zum Fenster hinaussteckte, wäre am liebsten gleich losgefahren, solange das Wetter noch friedlich war. Das ging indeß natürlich nicht an. Und bis die Mittagsstunde heran war, zu der des Bürgermeisters Besuch auf der königlichen Yacht angelegt war, hatte sich wirklich ein frischer lustiger Wind aufgemacht, der die Wellen sich tummeln ließ wie ausgelassen spielende Kinder. Herr Godenrath kam mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung bis zur Landungsbrücke, an der die Barkasse im Schmuck ihrer Wimpel und Flaggen schwankte. Dann aber war seine Kraft zu Ende. Er mußte ins nahe Kurhaus gebracht werden, wo man ihn, ein nasses Tuch um seinen Kopf gebunden, auf ein

Sofa legte, indeß der Lotsenkommandeur, der plötzlich wieder wichtig geworden war, zur Nacht hinausfuhr und dem König die Verhinderung meldete.

Der König, der eine alte Wasserratte war und dem man von der Schwäche des Bürgermeisters erzählt hatte, lachte aus vollem Halse, als er die Absage erhielt, und fuhr alsbald mit dem Lotsenkommandeur an Land, um den Spaß auszukosten. Er drang auch richtig zum Bürgermeister ins Zimmer, ehe der sich erheben konnte, setzte sich zu ihm und sagte, indem er die Hand auf das nasse Tuch legte: „Ja, Magnifizenz, die verdammte Flüssigkeit! Wer sie zu sehr fürchtet, den köpft sie schon vorher.“ — Der Bürgermeister sah unsäglich wehleidig und betreten drein. Aber der König lachte und schwagte ihn bald derart in die Munterkeit hinein, daß sie nach einer knappen Stunde schon im Saal des Kurhauses beim bereiteten Mahle saßen.

Hier nun hub der König als ein rechter Seebär ein heftiges Zechen an und gedachte den Bürgermeister nun diesergestalt wider seinen Willen ins Feuchte zu bringen. Aber wie es oft zu gehen pflegt: daß der Starke im Uebermut seinen Fuß zu weit vorschleibt, so daß der Schwache, der schon unterliegen wollte, gerade darauf einen neuen Stand gewinnt — so auch hier.

Der König und der Bürgermeister hatten jeder seinen eigenen Einsinker hinter sich. Und den Bürgermeister bediente nach Herkunft und Brauch der erste Ratsdiener, der um seines roten Frackes willen der rote Reiter heißt, und der bei solchen Anlässen dasselbe ist, wie der Leibjäger bei Fürstengelagen. Der wußte Bescheid und nahm seinem Herrn das Glas, kaum, daß er es vollgeschenkt hatte, so gleich heimlich wieder weg und trank es selber aus. So daß der Bürgermeister trotz allen Zutrinkens vollkommen nüchtern blieb, indeß der König am frühen Abend im Kurhaus gebettet werden mußte und nicht auf seine Nacht zurückkehren konnte.

Der Bürgermeister verbrachte die Nacht in mannigfachen Gedanken, die zwischen Betrübnis und stillem Triumphe seltsam

hin und her schwankten. Aber am andern Morgen erst hatte er den ruhmvollen Einsall, durch den er die Ehre der Hansestadt und seine eigene gänzlich wiederherstellte. Er drang seinerseits zum König ins Zimmer, wo er nun mit einem nassen Tuch um den Kopf auf dem Sofa lag, verneigte sich und sprach, indem er von ferne auf den feuchten Verband deutete: „Ja, Majestät, die verwünschte Flüssigkeit! Wer sie zu wenig fürchtet, den köpft sie hinterher.“

Da lachte der König aus seinem Ragenjammer heraus wie ein Unsiniger über die ergötliche Anwendung seines eigenen Spruches, am meisten aber über die zarte Verschlebung von „verdammte“ nach „verwünscht“, darin der ganze Godenrath zum Vorschein kam: der Mann nämlich, der trotz seiner bescheidenen Behutbarkeit seine Rache dennoch geschickt zu nehmen weiß, so zwar, daß sein Gegenseh mehr einem Streicheln gleicht. Und von Stund an wurde der König dem Bürgermeister von Herzen zugetan, was sich in der Folge an vielen guten Diensten zeigte, die er der Hansestadt in ihrem Handel und Wandel erwies. So kam es, daß Herr Jakob Godenrath, obwohl der Seefahrt gänzlich abhold, seiner Stadt ein rechter Förderer im Seehandel wurde. Denn es geschieht öfter, und nicht nur bei Frauen, daß sich einer durch eine Schwäche beliebt macht, als ihm durch eine Stärke möglich wäre. Es muß nur außer seiner Schwäche sonst noch einiges an ihm zu schätzen und zu lieben sein.



Brodter Ufer bei Travemünde an der Ostsee

Otto Ubbelohde